

Die Grignionsche Marienverehrung

Von E. Raitz von Frentz S. J., Valkenburg

Jedes ernste Vollkommenheitsstreben schließt auch eine besondere Marienverehrung in sich. Das erkannte schon das christliche Altertum, wenn es Maria den Jungfrauen und Aszeten als Vorbild vor Augen stellte. Auf der Höhe der mittelalterlichen Marienminne schreibt der hl. Bonaventura: Nie habe ich von einem Heiligen gelesen, der nicht eine besondere Andacht zur glorwürdigen Jungfrau gehabt hätte. Im Jahrhundert der Glaubensspaltung nennt der hl. Kirchenlehrer Bellarmin die besondere Marienverehrung ein Zeichen der Auserwählung und fügt bei: Der kann nicht verloren gehen, von dem Christus zu seiner Mutter gesagt hat: Siehe, dein Sohn!, wenn er nur selbst nicht taub ist gegenüber dem Wort: Siehe, deine Mutter. Ein neuerer Kirchenlehrer, Alfons von Liguori, ist der besonders erfolgreiche Anwalt dieser Andacht für alle geworden, die ernstlich nach Vollkommenheit streben.

Einige Jahrzehnte vor ihm hat auf bescheidenerem Raum, im Nordosten Frankreichs, der selige Ludwig Maria Grignion de Montfort (1673 bis 1716) für die Marienverehrung gewirkt und sie fast in den Mittelpunkt des geistlichen Lebens gestellt. Was er in seinen Missionen und Konferenzen verkündet hat, ist niedergelegt in zwei kleinen Schriften, der „Abhandlung über die wahre Andacht zur hl. Jungfrau“ und dem „Geheimnis Mariä“. Es ist kein bloßer Zufall, daß die Werke, die bis gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts bloß handschriftlich vorlagen, weiteste Verbreitung in allen Ländern gerade in unseren Tagen finden, wo die Lehre von der allgemeinen Mittlerschaft allenthalben begeistert aufgenommen wird. Denn gerade diese Lehre ist das dogmatische Kernstück der Andacht.

Da sie jedoch außerdem durch eine Reihe charakteristischer Merkmale ausgezeichnet ist und den Anspruch vollkommener Marienverehrung schlechthin zu erheben scheint, ist die Frage nach einer Stellungnahme zu ihr wohl nicht unangebracht. Zur Beantwortung wollen wir uns an einige geschichtliche Tatsachen erinnern, die zum Verständnis dienen können, dann die Andacht in ihren Grundlinien skizzieren und daraufhin eine Würdigung versuchen.

I.

Der selige Ludwig Maria Grignion, nicht aus dem Geschlecht, sondern aus dem bretonischen Ort Montfort, war im Jahr 1673 geboren und hatte durch seine außerordentliche Bußstrenge und seinen apostolischen Eifer

seine Kräfte schon mit 43 Jahren aufgezehrt. Leo XIII. hat ihn 1888 selig gesprochen und seine Heiligsprechung scheint nahe bevor zu stehen. In jener Zeit, die durch den Gallikanismus, den Jansenismus und die beginnende Aufklärung bekannt ist, und in der schon der Kampf gegen die kirchliche und weltliche Autorität einzusetzen begann, zog er als Wanderprediger hauptsächlich durch die Bretagne und die Normandie und hielt mit ebensoviel Erfolg als Schwierigkeiten seine Volksmissionen. Schon zwei Jahre nach seiner Priesterweihe gründete er in Poitiers die heute weit verbreitete Genossenschaft der Schwestern von der Göttlichen Weisheit und zehn Jahre später die Gesellschaft Mariä, eine Priesterengenossenschaft zur Verkündigung des Evangeliums bei den Armen. Diese wurde 1853 in Rom bestätigt und ist heute auch in den auswärtigen Missionen tätig.

Um die Marienandacht Grignions zu verstehen, ist es nützlich, an ihre Wurzeln zu gehen. Grignion war Schüler des Seminars von St. Sulpice. Stifter der Weltpriesterkongregation, die er leitete, war der ehrw. Jean Jacques Olier († 1658). Er hatte dabei den Zweck verfolgt, die Weltpriestererziehung im Geist der Reform des Trienter Konzils zu übernehmen. Die wichtigste von ihm gegründete Anstalt ist das Pariser Große Seminar von St. Sulpice, das trotz der zeitweisen Auflösung durch die französische Revolution bis zur neuesten Kirchenverfolgung für die Hebung des Klerus von größtem Einfluß geblieben ist. Die Mitglieder pflegen mit großem Eifer das religiöse Leben, besonders durch stete Betrachtung der Gesinnungen Jesu und Mariä und die Verehrung des hl. Altarssakramentes. Gerade heute zeichnen sich einige von ihnen durch ihre theologischen und aszetischen Schriften und ihre ebenso frommen wie klugen Meinungen aus, die sie darin aussprechen (Fillion, Ribet, Tanqueray, Letourneau u. a.).

Olier selbst ist seinerseits Schüler des berühmten Kardinals Bérulle, des Stifters des französischen Oratoriums, der für die ganze aszetische Richtung in Frankreich von tiefgreifendem Einfluß gewesen ist. Kardinal Bérulle bedeutet, wie die ganze katholische Restauration, eine Reaktion nicht bloß gegen den Protestantismus, vielmehr ebenso sehr gegen den Humanismus, der den Menschen, auch im Religiösen, allzusehr in den Vordergrund gestellt hatte. Schon von etwa 18 Jahren an war Bérulle erfüllt von einem tiefen religiösen Gefühl, das wir heute „Kontingenzgefühl“ nennen würden, also einem lebendigen Bewußtsein der Majestät Gottes und der unendlichen Niedrigkeit des Menschen. Daher seine tiefdemütige Hingabe an Gott. Eine neue Vertiefung erhielt dieses Bewußt-

sein, als Bérulle um dieselbe Zeit, in einer Weihnacht, das Geheimnis der Menschwerdung des Ewigen Wortes in wunderbarer Weise erfaßte. Im Ewigen Wort, das Fleisch geworden ist und Knechtsgestalt angenommen hat, erkannte er das Vorbild, und zugleich seiner Gottheit wegen, den Gegenstand einer ähnlichen Knechtshaltung von seiten des Geschöpfes, des Christen. Die Andacht zum menschengewordenen Wort und seinem gottmenschlichen Innenleben dehnte sich bei ihm dann fast notwendig auch auf die Gottesmutter aus. So verfaßte Bérulle eine Weiheformel, in der er sich sowohl dem Ewigen Wort als seiner hl. Mutter „*en état de servitude perpétuelle*“ hingab.

Zum Verständnis darf nicht unerwähnt bleiben, daß Bérulle in der Geringschätzung der menschlichen Natur wohl etwas weit gegangen ist und sich zu sehr von dem strengeren Augustin hat beeinflussen lassen. Dem entspricht die schon durch das Wort „*servitude*“ ausgedrückte Seelenhaltung. Sie unterscheidet sich sicher nicht prinzipiell, wohl aber durch einen gewissen Akzent und Ton, von der in den Jahrzehnten vorher aufgeblühten und durch die Namen Ignatius und Franz von Sales gekennzeichneten Frömmigkeit. Diese richtet sich besonders auf die hl. Menschheit Christi, jene auf die Gottheit, und auf die Menschheit vorzüglich als den Stand der Verdemütigung. Für Ignatius ist Christus in erster Linie Erlöser, König, für Franz von Sales und die Mystik der Zeit dazu Bräutigam; daher sind „Familiaritas“ (Vertrauter Verkehr) und Liebe die Worte, die in der Frömmigkeit dieser Heiligen häufig wiederkehren. Bei Bérulle dagegen und wohl noch schärfer bei seinen Anhängern und Nachfolgern sind es *reverentia* und *adoratio*, also die Hauptübungen der Tugend der Religion. Manche gingen so weit, die andere Auffassung als süßlich und weichlich direkt abzulehnen. Wenn auch heute wieder die ignatianische Frömmigkeit manchen Widerspruch erfährt und als anthropozentrisch statt theozentrisch beurteilt wird, so hat das seinen Grund zum großen Teil darin, daß die „Französische Schule“ auch bei uns wieder bekannt und geschätzt worden ist. Man kann daraus abnehmen, daß es sich im Grunde gar nicht um Gegensätze handelt, sondern um zwei sich ergänzende Auffassungen der Frömmigkeit. Beide haben ihr Recht und ihre Vorzüge, beide sind nicht in sich, sondern nur in etwaigen Auswüchsen zu bekämpfen.

Für die Gebetsmethode hat fast noch klarer Bérulles Schüler Olier diese Auffassung durchgearbeitet. Seine Betrachtung enthält die drei Elemente: Adoratio, communio, cooperatio. Anbetung ist der Ausgangspunkt. Ver-

einigung ist nicht direkt im Sinn eines Aktes der Liebe gemeint, vielmehr als die von Gott ausgehende Teilhabe an der göttlichen Gnade, die in der frommen Seele wirkt. Die Cooperatio ist wesentlich dasselbe wie der Inhalt der dritten Bitte der ignatianischen Betrachtung: treuer nachfolgen, dienen. Hauptgegenstand der Betrachtung ist hier wie dort das Leben Jesu, aber dort wohl mit noch etwas stärkerer Betonung seines inneren Lebens und des Durchleuchtens seiner Gottheit.

Diese Andacht also hat der selige Grignion vorgefunden und übernommen und mit ihr die entsprechende Marienverehrung. Auch sie war schon in der Grundhaltung Ehrfurcht. Diese ist ebenso begründet in der hohen Würde der Gottesmutter wie in der tiefen Erniedrigung des Gottmenschen vor ihr. Weil auch darin Christus Vorbild war, ist für uns „servitude“ die einzig passende Haltung Maria gegenüber.

Immerhin hat Grignion dieser Maricandacht noch eine eigene Note aufgeprägt. Er verbindet die beiden Andachten zu Jesus und Maria besonders eng und läßt die zu Maria den wesentlichen und notwendigen Weg jener zu Jesus werden, während sie bei Bérulle eher deren Auswirkung ist. Die enge Verbindung der Hingabe ist durch den noch etwas schärferen Doppelausdruck hervorgehoben: *Esclavage de Jésus en Marie*. Maria hat das Innenleben Jesu am vollkommensten in sich ausgeprägt, so daß Augustin sie *forma Dei* nennt. Die Seele also, die sich in diese Form hineingießt, wird am meisten christus- und gottförmig. Gerade das ist das Ziel der Andacht. Sie soll nicht bei Maria stehen bleiben, sondern Jesus zum Ausgangs- und Zielpunkt haben. Daß man diesen Weg geht und diese Andacht übt, hat seine Rechtfertigung in der allgemeinen Mittlerschaft der Gottesmutter. (Siehe hierzu: Pourrat, *La spiritualité chrétienne*, Bd. 3 und 4; A. Laveille, *Le b. L.-M. Grignion de Montfort*.)

II.

Die Andacht und ihre einzelnen Elemente hat O. Zimmermann S. J. in seinem Lehrbuch der Aszetik klar und knapp zusammengefaßt. Seine Worte sollen hier einfach wiedergegeben werden (2. Aufl., S. 671/2): „Die Grignionsche Andacht, ‚von sehr wenigen gekannt und geübt‘, besteht darin, sich in der Eigenschaft eines Sklaven voll und ganz an Maria hinzugeben und durch Maria ihrem göttlichen Sohne Jesus Christus und sodann alles zu tun mit Maria, in Maria, durch Maria, für Maria. Das Grundlegende ist die völlige mögliche Schenkung seiner selbst und alles Besitzes an die seligste Jungfrau. Man schenkt ihr Leib und Seele mit allen

Sinnen und Fähigkeiten, will alles gebrauchen und behalten nur nach dem Willen der Mutter Gottes und ihres Sohnes. Ebenso schenkt man ihr die äußern Güter: Haus, Familie und Einkünfte, und will dies alles nur in Abhängigkeit von Maria haben. Man überträgt ihr das Verfügungsrecht über alle innern Güter: über den Genugtuungs-, Bitt- und den Verdienstwert *de congruo* unserer guten Werke; die Verdienste *de condigno* legt man wenigstens in ihre Hand, damit sie sie bewahre, vermehre, verschönere. Sich hingeben als Sklave: Der Selige bemerkt ausdrücklich, daß mit diesem Ausdruck, der ja unserm Sprachgebrauch schwer annehmlich zu machen ist, nur die Ganzheit der Hingabe, keineswegs das Gezwungen bezeichnet werden soll, daß es sich vielmehr um eine ‚Sklaverei der Liebe‘ handelt, und Kommentatoren stellen deshalb geradezu die ‚geistliche Kindschaft‘ gegenüber der himmlischen Mutter als das kennzeichnende Verhältnis der Andacht dar.

Das zweite wesentliche Stück besteht in der beständigen Betätigung der Hingabe. „Es genügt nicht, sich einmal der allerseligsten Jungfrau als Sklave hingegeben zu haben ... Eine solche Andacht wäre viel zu flüchtig. ... Es ist nicht gerade schwierig, sich in eine Bruderschaft aufnehmen zu lassen, diese Andacht anzunehmen und täglich einige mündliche Gebete zu verrichten, wie sie es vorschreibt, aber die große Schwierigkeit liegt darin, in den Geist dieser Andacht einzudringen, der darin besteht, eine Seele innerlich abhängig zu machen von der allerseligsten Jungfrau und durch sie von Jesus. Ich habe viele Personen gefunden, die mit bewundernswürdigem Eifer sich der heiligen Sklavenschaft hingegeben haben, aber sehr selten habe ich solche gefunden, die deren Geist angenommen, und noch weniger, die darin ausgeharrt haben.“ Die stete innere Abhängigkeit von Maria besteht aber darin, daß man alles tue durch Maria (der Mutter Gottes in allem gehorchen; nie allein, ohne die Mittlerin, vor Gott im Gebet erscheinen); alles mit Maria (Maria sich zum vollkommenen Vorbild nehmen, also bei jeder Handlung erwägen, wie Maria sie vollbracht hat oder an unserer Stelle vollbringen würde); alles in Maria (von Zeit zu Zeit sich sammeln, um sich ein geistiges Bild von Maria zu machen; darin mit Wohlgefallen und Vertrauen ruhen); alles für Maria (nur noch für den Nutzen und die Ehre dieser erhabenen Fürstin und dadurch Gottes arbeiten). Bei jedem Glied dieser vierteiligen Formel fordert der Selige, daß man sich selber, den eigenen Absichten, Einsichten, Neigungen, völlig entsage und an deren Stelle die Marias setze“ (Zimmermanns Zitate sind den beiden Schriften Grignions entnommen).

III.

Es bedarf keines Beweises, daß die Grignionsche Andacht überaus viel Wertvolles enthält. Als der Selige in Rom weilte (1706), legte er ihre Grundlinien dem Papst Klemens XI. vor und erhielt dessen Bestätigung dafür wie für sein auf ihr aufgebautes Apostolat. Sie bedeutete ja keine vollkommene Neuerung für das religiöse Leben, sondern hat Überkommenes weiter ausgearbeitet und entwickelt. Vor allem den Jansenisten gegenüber, die gegen die Marienverehrung ebenso wie gegen die Herz-Jesu-Andacht eine scharf ablehnende Stellung einnahmen, war Grignions Auftreten providentiell. Dazu hat er mit klarem Blick vorausgeschaut, was sonst noch einigermaßen dunkel im katholischen Bewußtsein lebte und erst in unserer Zeit licht geworden ist: Mariä allgemeine Mittlerschaft. Das ist offenbar der Grund gewesen, dessentwegen Pius X. Grignion so geschätzt hat, und gerade diesen Gedanken hat er mit außerordentlicher Liebe in seiner Enzyklika zum 50. Jahrfest der Definierung der Unbefleckten Empfängnis ausgeführt. Heute ist das Fest der Mediatrix in nicht wenigen Diözesen und Orden eingeführt, wenn es auch noch nicht für die ganze Kirche vorgeschrieben ist. Die theologische Literatur darüber ist in unseren Tagen stark angeschwollen. Die allgemeine Mittlerschaft Mariä durch ihr *Fiat* bei der Menschwerdung ist nie angezweifelt worden und konnte nicht angezweifelt werden. In welchem Sinn man Maria unter dem Kreuz „Miterlöserin“ nennen kann, die doch selbst erlöst worden ist, ist eine noch nicht restlos geklärte Frage; es kann sich da natürlich nur um ein frei Maria gewährtes Privileg handeln, wodurch ihr mütterliches Leiden und ihre Liebe zu den Seelen unter dem Kreuz „*de congruo*“ für uns Genugtuung geleistet und jene Gnaden verdient hat, die uns Christo „*de condigno*“ erworben hat. Eine ständig wachsende Übereinstimmung zeigt sich dagegen unter den Theologen über die himmlische Mittlerschaft Mariä: sie ist der Kanal aller Gnaden, wie schon der hl. Bernhard sie genannt hat; alle Gnaden, wohl mit Ausnahme der sakramentalen, werden uns tatsächlich durch die Hände Mariä zuteil, mögen wir ausdrücklich darum bitten oder nicht. Keine Einbuße, sondern ein neuer Ehrenpreis ist es für Christus, wenn er ein reines Geschöpf so erhöht, daß er sie zur Austeilerin aller seiner Gaben macht; denn die Gesinnung der Magd des Herrn behält sie unter dem himmlischen Königsmantel bei.

Diese dogmatische Auffassung wirkt sich ganz naturgemäß in einer Marienverehrung aus, die sich wenigstens mit dem Kern der Grignionschen Andacht deckt. Durch Maria fließen uns alle Gnaden von Christus und

letztlich vom Vater zu; durch Maria soll auch unser Lob und alle unsere Liebe an Christus und schließlich an den Vater zurückfließen. Sowohl als einmalige Weihe wie als ständige Seelenhaltung ist das etwas sehr Schönes und Wertvolles. Wie eine vollkommene Hingabe all unserer inneren und äußeren Güter, vor allem unseres Willens und unserer Freiheit, an den Vater und an den Heiland das höchste christliche Ideal ist, so ist es eine wenngleich nicht pflichtmäßige Folgerichtigkeit, alles dieses erst Maria und durch sie Gott zu schenken, wie es unabhängig von der Grignionschen Andacht etwa das Gebet: O meine Gebieterin, o meine Mutter, ausdrückt.

So wertvoll demnach die Grignionsche Andacht, sicher in ihrem Kern, ist, hat sie doch manche Einwendungen erfahren müssen. Von seiten der Jansenisten ist das ohne weiteres begreiflich. Aber auch Katholiken haben an manchem Anstoß genommen. Ungefähr alles, wozu man eine genauere Erklärung wünschen könnte, ist in der Mitte des letzten Jahrhunderts vorgebracht worden, als man im Hinblick auf die Seligsprechung die Schriften des Dieners Gottes in Rom prüfte. Die *Analecta Juris Pontifici* berichten ausführlich davon (3me livraison, Rome 1855: Oeuvres spirituelles du Vén. Serv. de Dieu Louis Marie Grignon de Montfort, col. 731—60). Danach fand die Prüfung der Schriften im Jahre 1841 statt. Die Konsultoren der Ritenkongregation machten ihre Einwände, die Postulatoren erwiderten darauf und am 7. Mai 1853 wurde die *Congregatio ordinaria* abgehalten; in ihr erklärten die Kardinäle, die Schriften enthielten nichts, was den Fortgang des Prozesses hindere. Schon diese Tatsache allein ist ein Beweis, daß es sich bei Grignon nicht um irrige Meinungen handeln kann, die eine theologische Zensur verdienen, sondern höchstens um theologisch noch offene Ansichten und um mißverständliche Äußerungen, sowie daß es durchaus freisteht, sich seinen Auffassungen anzuschließen.

Nach einer ausführlichen Inhaltsangabe der Werke des Seligen geht der Verfasser des Aufsatzes im vierten Kapitel dazu über, die Ausstellungen der Konsultoren vorzulegen und in den drei folgenden die Rechtfertigungsversuche der Postulatoren der Causa.

Die erste Gruppe der Schwierigkeiten könnte man vielleicht als rhetorische bezeichnen, d. h. daß sie sich gegen Ausdrücke richten, die man einem feurigen Redner, wie Grignon einer war, zugute hält, ohne sie auf die Goldwaage zu legen. So meint er, die Vorzüge Mariens seien bis zu seiner Zeit unbekannt geblieben und man habe ihr nicht den gebührenden Kult geweiht. Vor der zweiten Ankunft Christi werde Maria geoffenbart und durch sie der Heiland, und es kämen Heilige, die durch ihre Marien-

verehrung die andern Heiligen überragten wie die Zedern des Libanon die kleinen Bäume. Wenn die Postulatoren die Worte dahin auslegen, es sei nur ein Mangel der praktischen Kenntniss, nicht der theoretischen, gemeint und Grignion habe vielleicht eine Offenbarung über zukünftige große Marienverehrer erhalten, so klingt das zwar einem hl. Bernhard und manchen andern gegenüber etwas unwahrscheinlich, ist aber nicht unmöglich. Auch Grignions Anrede zu Anfang der Abhandlung „Vorherbestimmte Seele“ möchte man hierher rechnen, da ja kein Leser mit Sicherheit weiß, ob er zur Seligkeit vorherbestimmt ist. Dagegen stammt der gleichfalls etwas rhetorische Titel der „wahren“ Andacht nicht von Grignion selbst, sondern von Späteren.

Eine eigentlich dogmatische Schwierigkeit wird berührt, wenn die Konsultoren schreiben, auch die *Hyperdulia* habe ihre Grenzen, indem die Akte der *Latria* sich unmittelbar an Gott wenden müssen; insbesondere werde das hl. Meßopfer direkt Gott dargebracht. Die Verteidiger halten einen durchaus einwandfreien Sinn der Worte Grignions entgegen; sie erinnern an das Kanongebet: Demütig bitten wir Dich, laß diese Gaben durch die Hände Deines hl. Engels zu Deinem erhabenen Altar hingetragen werden. So könne man jedes Gebet auch durch Mariä Hände Gott darbringen. Der Hinweis auf die Sakramente, in denen sich doch Gott unmittelbar mit uns vereine, sei so auszulegen, daß diese wohl das formelle, eigentliche Verbindungsmittel mit Gott seien, aber sie machten es nicht unmöglich, daß diese uns durch Maria als bittende Mittlerin zugewandt würden.

Als eigentlich aszetische Schwierigkeit wird man folgenden Einwand bezeichnen: Es ist weder demütiger noch vollkommener, sich nicht unmittelbar an Gott zu wenden; denn Christus hat direkt an ihn gerichtete Bitten erhört und auch die Kirche betrachtet sie nicht als unvollkommen; sie betet immerfort unmittelbar zu Christus und zum Vater. Die Entgegnung lautet, die Lehre des hl. Alfons von Liguori in seinen „Herrlichkeiten Mariens“ sei eine Rechtfertigung Grignions. Nach diesem sei die Fürbitte Mariä zwar nicht absolut, wohl aber moralisch notwendig. Durch Maria seine Bitten Gott vorzubringen, sei kein Mißtrauen des Beters gegen Gott, sondern nur gegen sich selbst, und daher wirklich demütiger und vollkommener. Allerdings, mit dieser Antwort wird man wohl kaum restlos befriedigt sein können. Wie kommt es denn, so möchte man weiter fragen, daß die Kirche, die große Lehrerin der Vollkommenheit, uns das nur so selten vormacht? —

Kurz gestreift wird die Frage, mit welchem Recht man diese Marienandacht als vollkommener denn die Ordensgelübde bezeichnen könne. Sie wird damit rechtfertigend beantwortet, daß man an Maria auch die Verdienste und Genugtuungen verschenke. Es bleibt dabei aber doch der wesentliche Unterschied, daß eine „Andacht“ nie einen kirchenrechtlichen Stand verleiht, wie es der Ordensstand ist. Daß persönlich viele ohne Gelübde vollkommener leben als solche mit Gelübden, unterliegt natürlich keinem Zweifel.

Gar nicht berührt wird ein anderes asketisches Problem, ob man nämlich wirklich alle Genugtuungen und Bitten so Maria weihen solle, daß man gar keinen eigenen Willen über sie mehr behält. Manche Erklärer schränken diese Freiheit bis auf pflichtmäßige Intentionen ein, wie der Priester sie durch die Meßstipendien, der Ordensmann durch seine Regeln vorge-schrieben erhält. Diese Erklärung dürfte wohl zu weit gehen. Die Kirche lehrt uns in ihren zahllosen Orationen und Benediktionen, ganz konkrete Einzelbitten Gott vorzulegen, und will nur, daß wir, wie Christus selbst, ausdrücklich oder einschlufsweise beifügen: aber Dein Wille geschehe! Auch Maria gegenüber dürfte das wohl das Richtige und Vollkommenere sein.

In der hier dargelegten asketischen Schwierigkeit scheint die enthalten zu sein, die heute wohl am meisten Eindruck macht und die man die psychologische nennen könnte; Christus tritt im Bewußtsein des Frommen zu sehr in den Hintergrund. Mit gutem Grund machen die Verteidiger geltend, die Andacht wolle nur Mittel und Weg zu Christus sein, der also das Zentrum bleibe; würde sie uns von Christus entfernen, so müßte man sie als Täuschung des Teufels verwerfen. Dogmatisch und logisch ist diese Auffassung unbedingt einwandfrei; aber die psychologische Schwierigkeit der „Enge des Bewußtseins“ scheint nicht genügend berücksichtigt. Sehr gut drückt das Zimmermann (a. a. O.) so aus: „Die Schwierigkeit liegt einzig bei uns; es ist den meisten zu viel, Gott immer mit Maria, zu schwierig, Gott immer so in Maria zu sehen, daß sie nicht durch die stete Aufmerksamkeit auf Maria sich von Gott abgezogen fühlten. Dieser psychologischen Schwäche, welcher Engel und auch Geister, wie der Selige, der in den letzten Jahren die stete intellektuelle Vision von Jesus und Maria hatte, nicht unterstehen, muß man bei Geringeren Rechnung tragen.“ Recht klug hat man zu einer Gegenprobe aufgefordert: Wie würde der selige Grignion die Übung der auch zu seiner Zeit neu aufblühenden Herz-Jesu-Andacht geschildert haben, falls er sie gekannt hätte? Hätte er die gleiche

bewußte Konzentration auf sie verlangt, die psychologische Unmöglichkeit wäre ihm sicher zu Bewußtsein gekommen.

Ein letzter Einwand ist mehr gegen die äußere Übung der Andacht gerichtet, nämlich gegen deren Bezeichnung als Sklavenschaft und gegen das Tragen von Eisenkettchen als Symbol. Bezüglich des Titels nimmt die Verteidigung darauf Rücksicht, daß Grignon selbst die Andacht lieber eine „*esclavage de Jésus en Marie*“ nenne. Dies aber werde durch keine geringere Autorität als die des Trienter Konzils empfohlen: „Der Gläubige soll wissen, daß es ganz und gar der Billigkeit entspricht, wenn wir uns für immer als Sklaven (*non secus ac mancipia*) unserm Erlöser und Herrn übergeben und weihen.“ — Zwei Dinge sind hier wohl auseinanderzuhalten: das sachliche Verhältnis und der dafür gewählte Ausdruck. Niemand bezweifelt es, daß wir auch als Adoptivkinder noch Knechte Gottes sind und bleiben und in einem Abhängigkeitsverhältnis von ihm stehen, wie kein Sklave zu seinem Herrn. Denn unser ganzes Sein und unsere ganze Kraft gehört vollständig Gott. Dieser Seinsabhängigkeit wird folgerichtig eine restlose moralische Hingabe entsprechen, und analog wird man diese auch auf die Gottesmutter übertragen dürfen. Aber es ist die Frage, ob wir den Begriff des Sklaven oder den des Kindes in den Vordergrund unseres Bewußtseins, besonders in unserem persönlichen Verhältnis zu Jesus und Maria, stellen sollen. Als Antwort möchte man darauf hinweisen, daß neben der Benennung Christi als des Gottesknechtes, des Papstes als *Servus servorum Dei*, der Heiligen als ehrwürdige Diener Gottes, im Neuen Testament und in der kirchlichen Literatur das Pauluswort: Kinder, nicht mehr Knechte, viel mehr durchklingt. Wer also lieber ein „Kind Mariä“ sein will, braucht den Tadel übereifriger Freunde Grignions, das sei Mangel an Demut, nicht zu fürchten. Er hat einen Sachwalter am hl. Stanislaus, der einmal die schöne Antwort gab: „Wie könnte ich Maria nicht lieben? Sie ist ja meine Mutter!“ Aber selbst wenn wir, wie auch manche Heilige es getan haben, die eine Seite unseres Verhältnisses zu Gott in den Vordergrund stellen wollen, das der Knechtschaft, bleibt noch die zweite Frage offen, ob wir sie am glücklichsten mit dem Terminus „Sklave“ ausdrücken. Der Ausdruck Knecht kann von niemandem beanstandet werden; der Begriff des Sklaven hat, sicher im Deutschen, ein Element in sich, gegen das sich die menschliche Natur sträubt und sträuben muß: die Note eines ungerechten Zwangsverhältnisses. Man mag davon abstrahieren, aus dem Begriff entfernen kann man sie nicht. Und deswegen ist das Abstrahieren für die meisten Menschen zu schwer. Umgekehrt enthält der Begriff

des Kindes, wie ihn etwa die „*Infantia spiritualis*“ der hl. Theresia zum Allgemeingut gemacht hat, alle positiven Elemente der Sklavenschaft. Dazu besagt er außer der dem Sklaven eigentümlichen Abhängigkeit im Handeln noch die im Werden. Sicher will ferner Grignion ein vollkommenes Liebesverhältnis zu Maria; zum Begriff des Kindes paßt das, zu dem des Sklaven aber nicht oder höchstens mit einigen logischen Künsteleien. Wo also die Sache so gut und einwandfrei ist, wird man da nicht vielleicht besser auf den Ausdruck verzichten, ohne gleich für die Sache einen Schaden zu befürchten?

Das äußere Symbol dieser Geisteshaltung, das Tragen von Ketten um Arm und Hals, war, wie die Konsultoren mit Dokumenten belegen, tatsächlich schon vor Grignions Auftreten, in den Jahren 1673 und wiederum 1675, durch das Hl. Offizium verboten worden. Die Entgegnung, das Verbot treffe nur Vereinsmitglieder, nicht einzelne Gläubige, ist nur sehr schwer aus den Dokumenten herauszulesen. Besser scheint eine zweite Antwort, es handle sich hier bloß um eine der Andacht ganz unwesentliche Übung, die kein Vorurteil gegen sie schaffen könne.

Kaum Erwähnung verdient der letzte Einwand, die Schriften Grignions neigten zu Jansenismus und Quietismus. Beiden ist Grignion durch und durch abhold. Darum sind auch die Postulatoren nur kurz darauf eingegangen. Man dürfe, schreiben sie, die Worte nicht einzeln nehmen, sondern müsse sie im Zusammenhang verstehen.

Versuchen wir nun, die Ergebnisse der historischen und kritischen Untersuchung zusammenzufassen.

Unser theoretisches Werturteil über Grignion und seine Andacht ist durch sie ziemlich eindeutig festgelegt. Bei aller historischen Bedingtheit durch die Vorgänger und die feindlichen Zeitströmungen, wie sie auch andern Andachten nicht selten eignet, hat die Grignionsche das Zeugnis der kirchlichen Autorität für sich, d. h. des hl. Offiziums. Dazu kommen die anerkennenden Äußerungen Klemens' XI. und Pius' X. Man muß sie also als gut und heilig ansehen und für frei von theologischen Irrtümern halten, sicher, wenn man einzelne vielleicht mißverständliche Stellen im Zusammenhang auffaßt. — Auf der andern Seite ist es jedoch keineswegs notwendig, wegen der kirchlichen Approbation des Ganzen jede einzelne Lehre als vollkommen ideal hinzustellen und unbedingt zu verteidigen. Wenn keine Pflicht besteht, selbst mit den größten Theologen in allen Punkten übereinzustimmen, dann viel weniger mit einem wesentlich praktischen Schriftsteller, der dazu die Mittel der Rhetorik gebraucht. Auch

das kirchliche Urteil will in keiner Weise jeden seiner Sätze kanonisieren. Es sagt nur, daß nichts dem Seligsprechungsprozeß entgegensteht, also nichts gegen Glaube und gute Sitte sich darin findet. Was dazu Pius X. in seine Jubiläumsenzyklika der Unbefleckten Empfängnis von Grignion übernommen hat, sind nur die wesentlichen, durch die Lehre von der Mittlerschaft Mariä schon fast zum Gemeingut gewordenen Wahrheiten, keineswegs aber die spezifisch Grignionschen Erweiterungen und Anwendungen.

Für das praktische Werturteil, also für die Übung der Andacht, besteht, der Natur der Sache entsprechend, noch größere Freiheit. Von einer moralischen Pflicht kann keine Rede sein. Auch für ein ernstes Vollkommenheitsstreben ist nichts streng erfordert, als eine innige und kindliche Verehrung Mariens; ob in dieser oder jener Form, ist der Freiheit des einzelnen überlassen.

Doch wird man sich vielleicht weiter fragen, ob nicht jede innige Marienverehrung schließlich mit der Grignionschen zusammenfällt und diese so doch die wahre Marienandacht schlechthin ist. Für die Intention wird man das unbedenklich bejahen können. Denn diese ist, wie wir sahen, keine andere als, die tatsächliche allgemeine Mittlerin auch von unserer Seite zur Mittlerin zu machen und als solche zu ehren und anzurufen. Man möchte sogar wünschen, daß der Gedanke des Zurückfließens der Gnaden Gottes durch Maria noch weitere theologische Vertiefung erfahre. Für die *Aktuation*, d. h. die bestimmten von Grignion vorgesehenen Übungen, wird man anderer Ansicht sein können. Weder die besondere Weihe mit der ziemlich langen Vorbereitung darauf, noch möglichstes Verzichten auf alle persönlichen Wünsche und Bitten an Gott, noch das recht häufige „mit, durch, in und für Maria“, am wenigsten aber der Titel der Sklavenschaft mit ihrem äußeren Symbol ist für eine noch so vollkommene Marienverehrung unerlässlich. Wer die in der Natur der Sache gelegene Schwierigkeit empfindet und in seinen Andachtsübungen größere Freiheit verlangt, kann diese Dinge lassen, ohne die Furcht, Maria deswegen weniger zu lieben. Es gibt sicher nicht wenige Heilige, die es auch nicht getan haben. Andere lieben gerade viele Einzelübungen, jedoch etwas zu sehr, und werden dadurch ängstlich und kleinlich in ihrem Gebetsleben. Auch für diese ist ein häufiges Setzen der komplizierten Akte wenig empfehlenswert. Wo aber diese Schwierigkeiten nicht vorliegen und man durch die Andacht wirklich näher zu Jesus kommt, ist sie nur zu empfehlen. Man darf dazu überzeugt sein, daß Ausdauer und Liebe

manche Anfangsschwierigkeiten überwinden helfen. Der Kern der Andacht aber: „durch Maria zu Jesus“, ist ein kostbares Erbstück der Kirche und wird allen ihren echten Kindern stets heilig sein.

Taufe und geistliches Leben bei Origenes

Von Hugo Rahner S. J., Bonn

Origenes ist ohne Zweifel der große Bildner der altchristlichen Frömmigkeit. Die Schule von Alexandria, deren glänzendstes Licht er war, ist die Schule der für uns irgendwie noch literarisch erfaßbaren Frömmigkeit in den folgenden drei Jahrhunderten geworden und die Geschichte der altchristlichen Frömmigkeit wird stets in den Schriften des Origenes einen neuen Anfang der Entwicklung zu sehen haben*. Um so wichtiger ist es, wenn die Forschung sich neuestens diesem bisher so wenig beachteten Gebiet zuwendet, daß nicht gleich die ersten Spatenstiche an den neuen Fundamenten vielleicht in die falsche Richtung graben.

Es will uns dünken, als sei W. Völker in seinem sonst so ausgezeichneten Werk über das Vollkommenheitsideal des Origenes¹ dieser Gefahr in etwa erlegen. Wir sagten bereits², er übersehe bei Origenes das „Katholische“, besser gesagt das Sakramentale, die Seinsgrundlagen, auf denen sich auch nach Origenes der Bau des sittlichen Handelns und des moralischen Aufstiegs erhebt. Wie wir das verstehen, sei in den folgenden Zeilen gezeigt: an der Bedeutung des Taufmysteriums in der Vollkommenheitslehre des Origenes. Hier tritt die Bedeutung des Sakramentalen am deutlichsten in die Erscheinung; aber das Gleiche könnte auch an anderen „Wirklichkeiten“ des origenischen Ideals, etwa für die Bedeutung der Kirche oder der Eucharistie für das Leben der Frömmigkeit gezeigt werden.

* Anmerkung der Schriftleitung: Ein neuer Beweis dafür ist der wertvolle Aufsatz von Karl Rahner S. J., dem Bruder des Verfassers, in der *Revue d'Ascetique et de Mystique*, avril 1932, S. 113—145: *Le début d'une doctrine des cinq sens spirituels chez Origène*.

¹ Walther Völker, *Das Vollkommenheitsideal des Origenes* (Beiträge zur historischen Theologie VII), Tübingen, Mohr, 1931.

² Vgl. diese Zeitschrift VII (1932) 183—185. — Wir zitieren Origenes im folgenden Aufsatz stets nach der Berliner Ausgabe, soweit diese reicht. Die Zahlen bedeuten Band, Seite und Zeile. Die übrigen Zitationen sind nach Migne.